

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungssatz Nr. 4527) vierteljährlich 2,10 Mk., für 3 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. zzgl. Postgebühren.

Redaktion: Tauchaer Str. 19/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die Spaltenbreite oder deren Raum mit 25 Pfg. für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 30 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im Voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauchaer Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen.

Welche den Siegern!

* Leipzig, 2. Juni.

London, 1. Juni. Lord Ritchener telegraphiert unterm 31. Mai: Das die Bedingungen der Uebergabe enthaltende Schriftstück wurde heute abend 10^{1/2} Uhr von allen Buren-delegierten sowie von Milner und Ritchener unterzeichnet.

Die Friedensbedingungen sind also abgeschlossen; der Friede ist gesichert. In London erwartete man schon seit einer Woche mit unerschütterlicher Sicherheit den Abschluß des Friedens. Unter dem Eindruck dieser Stimmung schreibt uns unser Londoner Korrespondent vom 30. Mai:

Nach zweiunddreißig Monaten wilden Kämpfers zwischen einem niedergehenden Weltreich und einem kleinen, aufsteigenden Stamme, — nach einem Feldzug, der seinesgleichen nur in den Annalen der römischen Imperatorenzeit finden kann, scheint der Friede über die südafrikanischen Gefilde wieder niedersteigen zu wollen. Ein Friede mit unsterblichem Ruhm für die Uebermacht Erlegenen und ein Denkmal der Erniedrigung für die Sieger.

Die Menschheitsgeschichte, die die Sieger zu Herren zu erheben pflegt, wird mit Englands Staatsmännern strenger und gerechter verfahren. Sie wird sie unparteiischer prüfen und ihr südafrikanisches Schlachten als das Werk des Hochmuts und der Dummheit verurteilen. Denn der Krieg war nicht unvermeidlich. Staatsmännische Weisheit, politische Einsicht in die wirtschaftlichen Kräfte Südafrikas hätten den Gegensatz zwischen Buren und Briten ausgleichen können. Unmutwillig geschürt und zu einem vernichtenden Stammessturm entfacht zu haben, ist die Schuld Rhodes', Chamberlains und der Johannesburger Kapitalisten.

Der Interessengegensatz zwischen Buren und Briten in Südafrika war historisch unvermeidlich. Er war das notwendige Erzeugnis der verschiedenen wirtschaftlichen Verhältnisse und Denkweisen der beiden Völker. Der Bure war Ackerbauer, Schafzüchter und Gesehgeber. Der Brite war Händler, Kapitalist, Stadtbewohner und der Herrschende. Wir hatten in Südafrika einen jener Konflikte, die in Europa im Jahre 1848 mehr oder weniger zu Gunsten des Kapitals ausgefochten worden waren. Die Burenrepubliken waren agrarische Demokratien mit den Licht- und Schattenseiten, die dieser Kulturstufe eigen sind. Der Bürger war frei, unabhängig, konservativ und infolge seiner Entfernung vom europäischen Lebensstrom auch rückständig und mißtrauisch. In der Buren Mitte kam der Brite mit dem materiellen und geistigen Rüstzeug der Zivilisation des neunzehnten Jahrhunderts. Es entstanden in Südafrika nicht nur zwei entgegengesetzte Interessensphären, sondern auch zwei entgegengesetzte Welt-

anschauungen, getragen von zwei verschiedenen Rassen. Schon die erste Frage: Die Behandlung der Eingeborenen, gab Anlaß zu einem tiefen Konflikte. Der agrarische Bure wollte sie zu patriarchalisch beherrschten Dienern machen. Der kapitalistische Brite wollte sie in freie Lohnarbeiter verwandeln. Der Bure steckte noch in der Naturalwirtschaft, die der Brite durch die Geldwirtschaft abzulösen strebte. Der Brite hatte den Schutz Englands; der Bure verließ seine Ansiedlung in der Kapkolonie und zog nach Natal. Auch dorthin folgte ihm der Brite mit seiner Zivilisation und der Bure „treckte“ gegen Norden und gründete sich eine neue Heimat am Orange- und Vaalflusse.

Diese Konflikte, die beinahe ein Jahrhundert umfaßten, hinterließen in Burenherzen einen tiefen Groll gegen seinen englischen Verfolger, um so mehr, als sie zuweilen zu gar blutigen Zusammenstößen geführt hatten. Im Jahre 1884 glaubten sich die Burenrepubliken in ihrer Existenz endlich gesichert, — als zwei Jahre später in Transvaal Gold entdeckt wurde. Und diese Goldentdeckungen waren es, die den Buren ihre Unabhängigkeit kosteten.

Es wäre gar leicht, sich mit dem deutschen Philister über die britische Goldgier zu entsetzen und vom Standpunkte der Moral den südafrikanischen Krieg zu verdammen. Wir würden aber aus den geschichtlichen Ereignissen nichts gelernt haben. Wichtig aufgefacht, waren die Goldentdeckungen in Transvaal besonders geeignet, den Gegensatz zwischen Buren und Briten auszugleichen. Denn nur das Gold war im Stande, die Buren aus dem agrarischen Leben herauszureißen und sie zu Kapitalisten zu machen; nur die Fluten des Reichtums hätten sie auf die Kulturstufe der Briten heben können. Und tatsächlich sahen wir im letzten Jahrzehnt in Südafrika ein Geschlecht von progressiven Buren heranzuwachsen, die englisch lernten, englische Sitten annahmen und auf englischen Universitäten ein modernes Wissen sich aneigneten. Es bedurfte nur der Weisheit, der Geduld und Einsicht der englischen Regierung, um den wirtschaftlichen Prozeß Südafrikas ausreifen zu lassen und die Ingleisierung der Buren nicht gewaltsam zu unterbrechen. Vielleicht hätte die englische Regierung unter normalen Umständen diese Methode auch gewählt. Sie ist der englischen Diplomatie als killing with kindness (Erschlagen durch Freundlichkeit) wohl geläufig. Aber die seit Jahren empfundene Erschütterung der englischen Handels suprematie hatte die imperialistische Strömung hervorgerufen, die die herrschenden Massen Englands in das Netz der Johannesburger Millionäre trieb. Von den Mitgliedern der königlichen Familie bis herab zum einfachen Commis beteiligte sich alles am „Kaffir-Circus“, an den Börsenspekulationen in südafrikanischen Aktien. Die Phantasie des englischen Volkes bezauberte sich an den Goldschätzen Transvaals, und diesen Geisteszustand nutzten die Johannesburger Millionäre aus, um mit Hilfe von Rhodes, Chamberlain und einer feilen Presse das englische Volk gegen den bedrohten Burenstamm aufzuheizen.

Der südafrikanische Konflikt hatte sich mittlerweile noch verschärft. Und zwar aus folgenden Gründen: Die Goldentdeckungen von 1886 brachten Regionen von Ausländern nach Transvaal. Die Mehrheit dieser Leute bestand aus britischen Bürgern; der Rest aus Juden und Amerikanern. Seit 1892 wurde die Einwanderung noch stärker, so daß die Zahl der Ausländer die der Buren bald überstieg. Der Einwanderungsstrom hemmen war der Burenregierung auf Grund des Vertrags mit England vom Jahre 1884 verboten. Um aber nicht von den Fremden überwältigt zu werden, beschloßen die Buren, das Bürgerrecht erst nach einem 14-jährigen Aufenthalt in der Kolonie zu gewähren. Auch die Ausbeutung der Arbeit wurde beschränkt und die Besteuerung der Goldfelder erhöht. Diese Maßnahmen riefen unter den Ausländern große Unzufriedenheit hervor, und es entstand eine Reformbewegung. Anfangs unbedeutend, nahm sie eine drohende Haltung an, als sich Cecil Rhodes und Alfred Beit an ihre Spitze stellten. Rhodes war damals Premierminister der Kapkolonie, Direktor der Chartered Company und der Consolidated Goldfields. Die Bewegung der Ausländer gewann auf diese Weise Anschluß an den alten Konflikt zwischen Buren und Briten. Letztere sind als Loyalisten bekannt. Im Jahre 1895 fanden in England Parlamentswahlen statt, die Mr. Chamberlain als Kolonialsekretär ins Kabinett brachten, und da seine imperialistischen Sympathien in Südafrika bekannt waren, beschloßen Rhodes und seine Johannesburger Freunde, eine Revolution zu inszenieren, um die Burenregierung zu stürzen und Südafrika unter die englische Flagge zu bringen. Sie rechneten, es würde ihnen billiger kommen, die Buren zu unterwerfen, als ihnen Steuern zu zahlen und sich von ihnen Beschränkungen gefallen zu lassen. „Wir gehen nicht in den Krieg“, sagte Rhodes, „zur Befestigung von Dynastien wie einst, sondern um realer Geschäfte (practical business) wegen“ (Daily Mail, 14. August 1900). Und Mr. Hayes Hammond, einer der Interessenten der Consolidated Goldfields, sagte in London in einer Versammlung der Aktionäre, die Compagnie hoffe, unter englischer Regierung werde es möglich sein, die Löhne um die Hälfte zu reduzieren, was den Bruttogewinn um 2 199 000 Pfd. Sterling steigern würde (Financial News, 21. November 1899). Die Hauptbeschwerden der Kapitalisten bestand darin, daß ihnen die Burenregierung die absolute Herrschaft über die Arbeitskraft der Eingeborenen verweigerte. Denn die Beschränkungen gegen die Beschränkung des Bürgerrechts wurden nur erhoben, um die Massen der ausländischen Arbeiter als Kanonensfutter für den Staatsstreik zu gewinnen. Bekannt ist der Ausspruch Lionel Phillips', eines der Hauptführer der Reformbewegung: „Wir scheeren uns den Teufel um das Bürgerrecht.“ Sie gingen in die Revolution, um geringe Steuern und unbeschränkte Ausbeutungsfreiheit zu erlangen. Das war das Motiv des Jameson Raid, des Einfalls von Dr. Jameson in Transvaal am 29. Dezember 1895. Daß Chamberlain von

Seuiletton.

Abdruck verboten.

Niobe.

Roman aus der Gegenwart von Jonas St.

Die Ländereien waren auf ein Jahr verpachtet und wurden von der Gefindestube aus dirigiert; der ganze Besitz sollte zum Herbst verkauft werden.

Frau Berthe beschäftigte sich stille mit der Haushaltung und dem Garten. Ab und zu kamen Nachrichten von Arnt und Waska. Ihre weitere Ausbildung sollte mit dem Rest der mütterlichen Erbschaft bestritten werden, und über die Anwendung dieses Geldes debattierte man und sandte lange Briefe hin und her.

Oben im großen Saale hallten die Schritte noch lauter wieder, klangen noch einsamer, trostloser als früher, in dem öden Raum mit den zerstreut umherliegenden Möbeln, dem langen, gemalten Tische und den beiseite gestellten Sachen, die ihn jetzt halbwegs zu einer Bodenkammer machten.

So lange es nur noch einen Funken Hoffnung gab — nur irgend etwas, wofür man leben konnte, hatte Waarvig gesagt.

Das war der täglich wiederkehrende Dieb, den sie, genau so wie den Fluß, am Tage nicht vernahm, der aber in den einsamen Stunden oben am Saalfenster immer wieder vor ihren Ohren ertönte — Waska...

Wie ein lebendes Fragezeichen erschien sie der Mutter, eine flackernde Hoffnung; den ganzen Sommer hatte sie sie schon beobachtet.

Waska — ihr Augapfel, ihr Liebling, an der sie so

viele Jahre lang ihre Freude gehabt — die sie bis zur Schwachheit geliebt — die sie nicht verlieren konnte, nicht verlieren durfte!

Seit ihrer Heimkehr hatte Frau Waarvig das stets zunehmende, peinliche Gefühl, daß die Tochter viel von den Einflüssen, denen sie ausgesetzt, und den Umgebungen, in denen sie gelebt, angenommen habe... Dieses trümmereische Injichselbstverinken, als seien die Sinne unfähig, die Grenzen der Wirklichkeit festzustellen, dieses unklare, überpannte Selbstgefühl! Sie atmete gleichsam noch in einer anderen Luft, die voll einschläfernder, betäubender Voraussetzungen und Begriffe war.

Und übertrieben nervös war sie; jede Faser an ihr vibrierte.

Den ganzen Sommer sollte sie nun hier im Waterhause zubringen, sich ausruhen und Kräfte sammeln, wieder ins Gleichgewicht kommen, das sein empfindende Geschöpf von früher werden.

Zum Herbst — ja zum Herbst — wenn alles sich hier auf Eisfäß veränderte.

Dann mußte angefaßt werden, Waska Musikstunden geben und sie selbst den Kindern drinnen in der Hauptstadt den Hausstand führen.

Bertha, mit ihrem traurigen Verirren und ihrem Leichtsinne, sollte in eine Haushaltungs- und Kochschule gethan werden.

Waska suchte so viel wie möglich Schulleiß auszuweichen; sie ertrug es kaum, ihn zu sehen, und eine Begegnung mit ihm machte sie hochgradig nervös. Vom ersten Augenblick an hatte sie etwas Verfürtes an ihm entdeckt; sein Blick hatte es ihr verraten, und sie mit Schrecken erfüllt. Sie konnte den Gedanken nicht er-

tragen, daß er jeden ihrer Schritte überwache und fühlte ein wachsendes Unbehagen, eine Unsicherheit, so daß sie laut aufschrie vor Angst, sobald sich nur hinter einem Busch oder einer Hecke etwas regte.

Und Schulleiß schlich spähend umher auf den Wegen und der hügeligen Waldwiese und den Bachhöfen um Elbsäß; es galt, einen Schimmer von Waska zu entdecken. Ganz vertieft, in sich zusammengerollt, stand er oft unter den Bäumen des Waldes, wartete und wartete in der sicheren Voraussetzung, daß sie kommen werde, achte nicht des Regens, nicht der Feuchtigkeit, nicht der Zeit. Er sprach mit Waska, teilte ihr seine geheimsten Gedanken, seine großen Ideen mit, empfand die Harmonie ihrer Seelen, flüsterte, verehrte, betete an.

In glücklichen, einsam daheim verbrachten Stunden blinzelte er vielsagend, lächelte seinem Spiegelbilde zu und murmelte etwas von geistigen Zusammenkünften... und von einer Waska, die sich niemals hingab.

Eines Morgens erschien Bertha beim Frühstück mit roten, verweinten Augen und geschwollenem Gesicht.

Ihr fehlte nichts — gar nichts — nur diese fürchterlichen Bohrmittagen.

Am Vormittage desselben Tages eilte sie mit einem Brief, während der Nacht geschriebenen Briefe zur Eisenbahnstation hinunter. Die Adresse lautete: Iowa City, Iowa U. S. North America, Mr. Ole Berg.

Zum allgemeinen Erstaunen blieb sie während des Monats Juli, ganze vier Wochen, ruhig zu Hause.

Dann eines Tages folgte die Aufklärung... Ihr treuer, stets verschämter Liebhaber aus der Schulzeit, Ole Berg, der Sohn des Lebensmannes, hatte ihren Brief umgehend beantwortet: